

(Dietrich Wiederkehr). Sie müßten Wege finden, die verschiedenen Texte zu gewichten, damit der Benutzer nicht meint, alle Dokumente seien von gleicher Bedeutung. Wie verheerend ein solches Mißverständnis wirken kann, zeigt eine „Antwort“ des Hl. Offiziums aus dem Jahr 1661, es gebe in geschlechtlichen Dingen keine materiale Geringfügigkeit (2013). Obwohl es sich um die einzige Stellungnahme zu diesem Thema handelt und diese noch nicht einmal vom Papst, sondern nur von einer römischen Behörde kam, genügte ihre Wiedergabe im Denzinger, daß sie von der neuscholastischen Moraltheologie bis in die Tage vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil als unumstößliches, nicht hinterfragbares Prinzip der Sexualmoral angesehen wurde.

Bis eine einigermaßen befriedigende Lösung gefunden ist, wird man mit den Texten des bisherigen Denzinger leben müssen. Für seine Verwendung gibt der Herausgeber in der Einleitung die notwendigen Hinweise und Vorsichtsmaßnahmen und weist auch auf die Grenzen und die Gefahren eines solchen Buchs hin (S. 9–13). Im übrigen tritt schon durch die Übersetzung die historische Bedingtheit vieler Aussagen weit deutlicher zutage, weil bisher manches gleichsam unter dem Mantel des Kirchenlateins ver-

borgen blieb. Das gilt nicht nur für Skurrilitäten wie etwa die Tatsache, daß das Hl. Offizium im Jahr 1679 die in Süddeutschland „Fensterln“ genannte Tätigkeit einer Stellungnahme für wert erachtete (2151) oder daß man sich 1371 mit der Frage befaßte, was geschehe, wenn eine Maus eine konsekrierte Hostie fresse (1102). Weit wichtiger ist, daß nun die oft windungsreichen Wege (und Irrwege) der Lehrentwicklung wesentlich leichter, weil ohne den Umweg über eine fremde Sprache, verfolgt werden können. Gerade die Bedeutung des Zweiten Vatikanischen Konzils läßt sich erst ermessen, wenn man es auf dem Hintergrund des vorher herrschenden Kirchenbilds betrachtet, das der Denzinger breit dokumentiert. Allein schon deswegen ist die zweisprachige Ausgabe eine große Leistung, die alle Bewunderung verdient.

Wolfgang Seibel SJ

¹ Denzinger, Heinrich: Kompendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lehrentscheidungen. Verbessert, erweitert, ins Deutsche übertragen und unter Mitarb. v. Helmut Hoping hrsg. v. Peter Hünermann. 37. Aufl. Freiburg: Herder 1991. XXXVII, 1706 S. Lw. 148,-. (Im Text verweisen die Zahlen in Klammern auf die Randnummern.)

Medienerfahrungen von Vorschulkindern

In der Frühzeit des Fernsehens ging man von der Vorstellung aus, Kinder im Vorschulalter sollten aus pädagogischen Gründen grundsätzlich nicht fernsehen. Von den Sendeanstalten wurden deshalb keine Programme für sie angeboten. Ende der sechziger Jahre änderte sich die Einstellung nahezu schlagartig. Jetzt gab man sich der bildungspolitisch motivierten Hoffnung hin, das Massenmedium Fernsehen könne mit pädagogisch konzipierten Sendungen etwas für die Kinder tun, vor allem die Kinder aus den sogenannten unterprivilegierten Schichten fördern und so zur Chancengleichheit beitragen. Nicht nur die Sesamstraße steht für diese Erwartung. Doch erwies sie sich bald als Illusion; denn gerade die in anregungsschwachen Familien lebenden Kinder wußten in der Regel auch mit den

gutgemeinten Anregungen des Bildschirms wenig anzufangen.

Inzwischen sind die Hoffnungen wieder von den Befürchtungen abgelöst, verursacht durch die Verbreitung des Videorecorders und vor allem die Einführung von Kabel- und Satellitenfernsehen und die damit verbundene ausufernde Programmvermehrung. Experten meinen, die gegenwärtig stattfindende Expansion und Kommerzialisierung des elektronischen Unterhaltungsangebots komme in ihrer Bedeutung der Etablierung des Fernsehens vor drei Jahrzehnten gleich. Tatsächlich hat zum Beispiel die 1986 und 1987 durchgeführte Begleituntersuchung zum Kabelpilotprojekt in Dortmund gezeigt, daß der Fernsehkonsum von Kindern in Kabelhaushalten beträchtlich anstieg, insbesondere bei

den jüngeren: „Je jünger die Kinder, desto stärker die Zunahme“, lautet ein Ergebnis. Bei Kindern unter drei Jahren verdoppelte sich die tägliche Nutzungszeit sogar, sie stieg von 17 auf 33 Minuten.

Die Leidtragenden sind die Kindergärten bzw. die in ihnen tätigen Erzieherinnen. Es ist bekannt, daß sie seit Jahren über die üblen Folgen der extensiven Fernsehnutzung ihrer Schutzbefohlenen klagen, über deren Unruhe, Ungebärdigkeit, auch Aggressivität, die sie als Auswirkungen unverarbeiteten häuslichen Medienkonsums in den Kindergarten hineintragen und die die pädagogische Arbeit zunehmend erschweren. In letzter Zeit werden diese Klagen vermehrt vorgetragen; offenbar entspricht ihre Zunahme der des Fernsehkonsums.

An der Logik dieser Argumentation, die vor allem von der herkömmlichen Wirkungsforschung gestützt wird, sind jedoch neuerdings Zweifel aufgekommen. Seit einigen Jahren macht eine neue, pädagogisch orientierte Medienforschung von sich reden, die nicht von den Medien ausgeht und nach deren Wirkungen fragt, die vielmehr das Kind in den Mittelpunkt ihrer Untersuchungen stellt, das Kind in seinem familialen Beziehungsgeflecht bzw. seiner konkreten Alltagswelt, in der das Fernsehen nur ein Faktor neben anderen ist, wenn auch ein besonders wichtiger. Dessen Inhalte wiederum werden selektiv aufgenommen und sie werden nicht einfach abgespeichert, obwohl auch das vorkommt, sondern verarbeitet. Näherhin stellt diese Forschungsrichtung Fragen folgender Art: Wann und wie benutzen Kinder Medieninhalte, um ihre Alltagswelt und sich selbst darin zu verstehen; in welchen Situationen verlangen sie danach, Medien zu nutzen; welche Strategien setzen sie ein, um sich gegen bestimmte Inhalte zu wehren; welche Gefühle wollen sie mit Hilfe von Medien bewältigen, welche Bedürfnisse befriedigen; wie bedienen sie sich fiktiver Medienhelden als Identifikationsfiguren oder gar als Interaktionspartner?

Zu den Forschern bzw. Institutionen, die diesen Ansatz vertreten, zählt auch das Deutsche Jugendinstitut in München (DJI). Als einen Arbeitsschwerpunkt hat man dort die Mediennutzung der Kinder im Vorschulalter gewählt. Im

Rahmen dieser Tätigkeit führte man in den letzten Jahren ein vom Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft gefördertes Forschungsprojekt durch, das den Titel trug: „Medienerfahrungen von Kindern – Ansätze für medienpädagogische Hilfen in Kindergarten und Familie“.

Im Rahmen dieses Projekts fand 1988 eine Art Einstiegstagung statt: „Kinderfernsehen und Fernsehforschung in Japan und der Bundesrepublik Deutschland“, deren Referate unter diesem Titel auch publiziert wurden (München 1989). Japan hat man offenbar deshalb als Vergleichsland gewählt, weil in den dortigen Kindergärten das Fernsehgerät weitverbreitet ist und ein eigenes „Lern- und Bildungsprogramm“ für Kleinkinder ausgestrahlt wird, produziert nach Vorgaben des Kultusministeriums. Dem steht bei uns der Beschluß der Jugendministerkonferenz vom Mai 1987 gegenüber, in dem es unter Punkt 2 heißt: „Die Jugendminister und -senatoren sprechen sich dagegen aus, daß Computer- und Videospiele im Kindergarten eingesetzt werden. Sie halten darüber hinaus Fernseh- und Videofilme nicht für ein geeignetes pädagogisches Medium für den Kindergarten.“ (Zugleich allerdings fordern sie, „daß entsprechende pädagogische Praxisformen entwickelt, erprobt und wissenschaftlich begleitet werden sollen, um auf Auswirkungen der elektronischen Medien fachlich reagieren zu können“.) Dennoch gibt es Gemeinsamkeiten zwischen beiden Ländern. Auch in Japan stehen die Erzieherinnen dem häuslichen Fernsehen der Kinder eher ablehnend gegenüber. Sie befürchten negative Einflüsse auf Sprachentwicklung, Emotionalität und Sozialverhalten der Kinder und beklagen fleghaftes Benehmen, Raufen, Catchen, Schießen, das sie als Imitation von Gewaltszenen im Fernsehen verstehen.

Besonders bemerkenswert war auf dieser Tagung ein Statement von James Halloran, Präsident der International Association for Mass Communication Research. Er kritisierte heftig die bisher dominierende internationale Medienforschung. Sie biete kaum mehr „als sogenannte kontrollierte Aussagen über Irrelevantes und Bedeutungsloses, über Trivialitäten und schlicht Falsches“; sie sei „methodisch einwandfrei, aber nichtssagend und theorielos; Design statt Sub-

stanz“. Für sie sei viel Geld verschwendet worden: „Ich könnte auch sagen ‚investiert‘, aber ich sage ganz bewußt ‚verschwendet‘“. Seine Polemik richtete sich gegen die „psychologische Ausrichtung“ weiterer Teile der Forschung; er forderte statt dessen eine soziologische Medienforschung. Nun steht diese allerdings vor gravierenden methodischen Problemen, doch diesen Tatbestand relativierte er mit dem Hinweis: „Ergebnisse von niedriger Validität über die wirklich wichtigen Probleme“ seien jedenfalls wertvoller als „etwas Belangloses zu messen und die Ergebnisse von hoher Validität über Belanglosigkeiten vorzuzeigen“ (147–160).

Inzwischen ist das DJI-Projekt zu Ende gebracht und der Abschlußbericht liegt vor. Jürgen Barthelmes, Christine Feil und Maria Furtner-Kallmünzer haben ihn unter dem Titel „Medienerfahrungen von Kindern im Kindergarten“ veröffentlicht¹. Dieser Buchtitel ist jedoch wenig präzise formuliert, denn tatsächlich ging es bei diesem Projekt um die Frage: „Wie wird der häusliche Medienkonsum im Kindergarten sichtbar?“ (304) Der in der Projektformulierung mitenthaltene Auftrag, Ansätze für medienpädagogische Hilfen in Kindergarten und Familie zu erarbeiten, wurde hingegen zurückgestellt und an ein Folgeprojekt weitergereicht. Mit der Arbeit daran ist bereits begonnen worden, die Aufgabe lautet: „Medienerziehung im Kindergarten: Pädagogische Grundlagen und praktische Handreichungen“. Doch werden bereits im vorliegenden Abschlußbericht erste pädagogische Schlußfolgerungen gezogen (259–283).

Die Untersuchung geht von einem weitgefaßten Medienbegriff aus, der nicht nur moderne elektronische Medien, sondern auch alle herkömmlichen Medien umfaßt, wengleich ihr Hauptinteresse den erstgenannten gilt. An insgesamt 294 Beobachtungstagen in 18 Kindergärten verschiedener Träger wurden 2066 „Medienereignisse“ festgestellt, das heißt Aktivitäten der Kinder, in denen ein unmittelbarer oder mittelbarer Bezug zu Medien erkennbar war. Bei der Analyse des Beobachtungsmaterials konzentrierte man sich vor allem auf medienbezogene Spiele und Gespräche der Kinder. Dem entspricht der Aufbau des Buchs. Im 1. Kapitel wird über „Medienelemente im kindlichen Spiel“ berichtet

(23–95), im 2. Kapitel über „Mediengespräche im Kindergarten“ (97–180). Es folgen „Einzel-fallbeobachtungen im Kindergarten“, ergänzt durch Familieninterviews: Auf der Basis der Einzelfallbeobachtungen wurden 23 Familien befragt, um die Charakteristik ihres häuslichen Umgehens mit Medien zu erkunden und um so zu prüfen, wie weit Rückschlüsse von den beobachteten medienbezogenen Ausdrucksformen im Kindergarten auf den häuslichen Medienumgang zulässig sind (181–258). Diese Vorgehensweise stellt zwar vor spezifische methodische Probleme, deren sich die Autoren bewußt sind, aber ganz im Sinn Hallorans sind ihnen Ergebnisse von niedriger Validität über wirklich wichtige Probleme wertvoller als Ergebnisse von hoher Validität über Belangloses.

Dennoch sind die Ergebnisse zumindest ihrer Tendenz nach zureichend fundiert. Einige besonders interessante sollen hier wiedergegeben werden. Selbstverständlich bestätigte sich, daß Kinder ihre Medienerfahrungen in den Kindergarten hineintragen; es zeigte sich aber auch, daß Ausmaß und Intensität dieses Prozesses in der Regel überschätzt werden. Mediengespräche und Medienspiele sind ein Moment unter vielen, sie dominieren den Alltag nicht. Das gilt tendenziell selbst für das sogenannte Montagssyndrom, also für die seit Jahren behauptete und der extensiven unverarbeiteten Fernsehnutzung zugeschriebene Unruhe und Ungebärdigkeit der Kinder am Montagvormittag: „Ein vermehrtes Auftreten medienbezogener Spiele nach den Wochenenden gibt es nach unseren Beobachtungen nicht“ (94). Auch imitieren Kinder in der Regel nicht einfach Medieninhalte, sondern benutzen sie, um alle möglichen Tätigkeiten durch imaginative Ziele zu ergänzen, um „normale“ Spiele neu zu etikettieren, anzureichern und zu überformen. Sie bauen in ihr originäres Spiel Medienelemente ein.

Was die viel diskutierte Aggression betrifft, so ist sie in den meisten der Abenteuer- und Actionspiele nur gespielt, ein unter den Kindern verabredeter „Kampf“. Nur in wenigen dieser Spiele wurde die Medienrolle als Vorwand für tatsächliche Aggression benutzt. Allerdings sind die Abenteuer- und Actionspiele die häufigsten Medienspiele überhaupt, und sie sind zwangs-

läufig mit viel Lärm und Bewegung verbunden. Daß sie überwiegend von Jungen gespielt werden, ist bisher kaum einmal thematisiert worden. Dieser Tatbestand zeigt jedoch, wie die Autoren zu Recht betonen, „daß die Kritik des medienbezogenen Spiels auch eine Kritik geschlechtsspezifischer Rollenspiele ist“ (266). Sie belegen damit einmal mehr, daß eine Medienpädagogik, die primär von den Medien ausgeht statt von den Kindern und ihrer „Lebenswelt“, zwangsläufig zu kurz gerät.

Mehrfach wird betont, daß die medienbezogenen Ausdrucksformen eines Kindes im Kindergarten keine unmittelbaren Rückschlüsse auf seinen häuslichen Medienkonsum zulassen, „viel eher geben diese Ausdrucksformen Aufschluß darüber, mit welchem Thema oder Problem das jeweilige Kind gerade beschäftigt ist“ (235) – wenngleich viele Mediengespräche auch nur assoziativ sind, also nur einen äußeren und keinen inneren Anlaß haben. „Die breite Palette an häuslichen Medienerfahrungen kommt im Kindergarten nicht zum Tragen“, die Kinder bringen nur „thematische Fragmente“ mit, die sie dann als „dramatisches Material“ für die Bearbeitung von aktuellen und latenten Lebens- und Alltagssituationen einsetzen (241 f.).

Da die Erzieherinnen in der Regel wenig Konkretes über den häuslichen Medienumgang der Kinder wissen, erliegen sie häufig Fehleinschätzungen. Die Autoren belegen das anhand der Fallbeispiele. Diese zeigen, wie oft die Erzieherinnen sich täuschten: „Das hätte ich aber nicht gedacht!“ (234) Kinder, die sie aufgrund ihres Verhaltens im Kindergarten für Wenigseher hielten, waren in Wahrheit Vielseher; Kinder, die sie als Vielseher einschätzten, sahen nur wenig fern. Zutreffende Einschätzung war in den dokumentierten Fällen die Ausnahme.

Auf dem Markt der Kinder- und Bilderbücher kennen sich die Erzieherinnen in der Regel gut aus und können den Eltern Empfehlungen geben; „bei Hörkassetten und Fernsehsendungen läßt sich ein solcher professioneller Wissensvorsprung jedoch nicht feststellen“ (269). Im Gegenteil, was das aktuelle Programm betrifft, haben die Kinder einen „Medienwissensvorsprung“; die Erzieherinnen haben nicht teil am „kollektiven Medienwissen“ (173, 160). Das

Kinderfernsehen kennen sie nur noch aus ihrer eigenen Kindheit, außer sie haben eigene Kinder, und viele jüngere Erzieherinnen nutzen den Bildschirm überhaupt wenig, wie andere junge Erwachsene auch. Schon deshalb kommt es kaum zu pädagogisch fruchtbaren Gesprächen. Überdies spielen prinzipielle Fernsehvorbehalte eine Rolle, vollends dann, wenn Kinder Tabuthemen ansprechen. „War das ein Kinderfilm?“, „Was, das hast du gesehen?“, „Wo war deine Mama?“ (281). Die Folge ist, daß die Erzieherin auch nicht erfährt, was die Kinder bewegt und beschäftigt, daß sie erst recht nicht die kindlichen Medienerfahrungen produktiv aufgreifen kann, wie die Theoretiker das empfehlen.

Die hier nur verkürzt wiedergegebenen Ergebnisse der Untersuchung werden mit manchem alteingebürgertem Vorurteil kollidieren. Aber vielleicht reden die meisten Medienpädagogen auch deshalb mehr von Medien als von Pädagogik, weil sie damit niemand wehtun.

Eine mehr als punktuelle Würdigung des DJI und seiner Arbeit zum Themenbereich „Kinder und Medien“ müßte mindestens zwei weitere Publikationen berücksichtigen. Zum einen eine Literaturanalyse zur Mediensozialisation, erarbeitet von Jürgen Barthelmes und 1987 unter dem Titel „Kindliche Weltbilder und Medien“ publiziert; zum anderen eine Literaturanalyse zum Medienumgang von Familien, von Jürgen Barthelmes und Ekkehard Sander erstellt und 1990 unter dem Titel „Familie und Medien“ veröffentlicht. Beide bestehen aus jeweils einem Textteil, in dem einschlägige Forschungsergebnisse inhaltlich referiert und thematisch strukturiert werden, und einem Literaturteil, in dem 28 bzw. 48 ausgewählte Publikationen in Form von Kurzreferaten charakterisiert werden. Beide Bücher sind von beachtlichem Informationswert. Ihre Sprache ist präzise und unkompliziert, so daß der Leser relativ mühelos einen guten Überblick über Fragestellungen, Ansätze und Ergebnisse gegenwärtiger familienbezogener Medienforschung bekommt.

Rainald Merkert

¹ Barthelmes, Jürgen – Feil, Christine – Furtner-Kallmünzer, Maria: Medienerfahrungen von Kindern im Kindergarten. Spiele, Gespräche, Soziale Beziehungen. München: Deutsches Jugendinstitut 1991. 314 S. Kart.